№ 2. Schlesische 1846.

Gebirgs-Blüthen.

Zwölfter Jahrgang.

Eine Zeitschrift für Leser aus allen Ständen.

Waldenburg, den 8. Januar.

Die Brüder.

(Fortsetzung.)

Als der Frohnvoigt fort war, sprach der Bürgermeister zu Frau Bernd: „Hab' ich vorhin recht gehört? Wie heißt Euer Mann? Woher stammt er?"

„Mein Mann," versetzte die Frau, „heißt mit seinem wahren Namen Melchior Weller und ist Euer leiblicher Bruder. Euertwegen hat er sich Bernd genannt und die Verwandtschaft mit Euch gegen Jedermann verheimlicht. Der Häuer Dittel hat ihn fälschlich angeklagt. Er und nicht mein Mann ist der Silberdieb."

Jetzt wurde die vorhin blinde Gerechtigkeit des Bürgermeisters plötzlich sehend. Er sah ein, daß es allerdings gut gethan sei, den Gefangenen vor dem Verhöre zu sprechen, so wie, daß es eine unerträgliche Schande für ihn selbst wäre, würde sein Bruder in des Henkers Hände gegeben. Er gebot der Frau und ihren Kindern Stillschweigen und versprach dagegen, sich seines Bruders thätig annehmen zu wollen. Wirklich begab er sich sogleich in die Frohnveste, in deren elendstem Gemache der arme Bernd schmachtete. Es war hier so dunkel, daß der Bürgermeister seinen Bruder, obschon dieser das entstellende Pflaster weggenommen hatte, nicht würde wieder erkannt haben, wäre dies nicht durch den Ton der Stimme geschehen, welche dem Bürgermeister wie seine eigene vorkam. Auch glichen die beiden Brüder an Gestalt, Größe und Gesicht einander täuschend, nur daß des Bergmanns Antlitz bleicher als das des Bürgermeisters war.

„Kennst Du mich, Bruder Nicol?" redete jener den Eintretenden an.

„Leider, ja!" versetzte dieser. „Nur Noth hast Du mir in Deinem Leben gemacht, jetzt aber die allergrößte."

„Und womit?" fragte Melchior gekränkt. „Hab' ich je Anspruch auf Deine Macht, Deinen Reichthum oder Einfluß gemacht? Hab' ich nicht immer mein Brodt ehrlicher Weise verdient und gethan, was Christenpflicht ist, damit mein Sohn Wilhelm etwas Tüchtiges lerne,

und mehr als ein armer Bergmann werde, plage ich mich nebst Frau und Töchtern redlich, ohne Jemanden beschwerlich zu fallen. Und ist es so unerhört oder meine Schuld, daß ein Elender mich fälschlich anklagen konnte?"

„Ach, hättest Du dem Kerl lieber den Mund auf ewig verschließen lassen, als Du ihn über dem Diebstahle ertappt hattest," sprach der Bürgermeister ärgerlich.

„Ich hatte Mitleiden mit ihm —" versetzte Bernd, „hoffte, ihn zu bessern —"

„Was da!" rief der Bürgermeister hitzig, „kein Mitleiden! keine Schonung! Du siehst, was dabei herauskommt. Wüßt' ich nur diesmal einen Ausweg zu finden, einen ganzen Silberkuchen wollte ich daran wenden."

„Wirklich?" versetzte Melchior bitter, „bin ich Dir so theuer?"

Der Bürgermeister überhörte in tiefen Gedanken diesen Vorwurf. „Es muß gehen —" sprach er vor sich hin — „Dippolt muß ihn entwischen lassen; ich versehe ihn mit einigem Gelde; er flieht in ein fremdes Land, läßt Weib und Kinder später nachkommen. Gefunden!" rief er triumphirend.

„Das thu' ich nimmer!" sprach Melchior bestimmt, um Deines Selbst willen nicht. Meinest Du, es werde verschwiegen bleiben, in welch' einer nahen Beziehung ich zu Dir stehe? Man wird Dich als Richter verdächtigen, Deine Ehre antasten, Dich wohl gar vom Amte jagen. — Glaube mir: der gerade Weg ist auch hier der beste. Du bekennest frei und offen, daß Du mein Bruder bist, für meine Schuldlosigkeit bürgest und —"

„Da höre ich den alten Trotzkopf wieder." fiel ihm Nicol ins Wort, „der Alles besser wissen will. Glaubst Du, ein bloßer Häuer mehr zu verstehen als Dein Bruder, der hochweise Bürgermeister von Freiberg?"

Hier polterten eilige Tritte den langen Gang vor der Zelle daher und verhinderten eine Entgegnung von Seiten Melchiors, welche seinen Bruder gewiß nur erbittert haben würde.

„Gestrenger Herr Bürgermeister!" rief es draußen ängstlich, „ach, gestrenger Herr Bürgermeister! o große Noth!"

Die Thür that sich auf, ein athemloser Rathsdiener und der Frohnvoigt traten ein. Beiden war das Entsetzen aus allen Gesichtszügen zu lesen.

„Was giebts denn? ihr Unglücksvögel!" sprach der Bürgermeister betroffen.

„Der Feind hat die Stadt überrumpelt," keuchte der Rathsdiener.

„Die Kurfürstlichen haben alle Thore besetzt," fuhr der Voigt fort.

„Der Kurfürst selbst ist an der Spitze der Feinde," rief wieder der Rathsdiener.

„Er hält auf dem Markte —" schloß der Voigt — „und begehrt Eure und der Rathsherren Gegenwart."

Dies war nun freilich eine Nachricht, über welche man des Bruders gefahrvolle Lage und jede andere Angelegenheit vergessen mußte. Keines Wortes mächtig stürmte der Bürgermeister aus dem Gemache, seine Leute ihm nach. Gewiß geschah es absichtslos, daß es Keinem von ihnen beifiel, die Thüre hinter dem Gefangenen zu verwahren, welcher, obschon er vorhin von einem Entweichen nichts hatte wissen wollen, der Versuchung nicht zu widerstehen vermochte und daher das Weite suchte. Melchior beschloß, wenigstens seine Familie noch einmal zu sehen und dann ruhig abzuwarten, was Gott weiter über ihn verhängen würde. Melchior fand bei seinem Austritte aus der Frohnfeste die ganze Stadt im Aufruhr. Alles lief bunt durch einander. Die Weiber flüchteten, die Kinder jammerten und schrien, die Kaufläden wurden geschlossen, auch hörte man bereits hier und da

Thüren gewaltsam einschlagen, und sah die Soldaten in einzelne Häuser eindringen. Bernd fand seine ärmliche Wohnung verlassen. Er wußte nicht, daß seine Familie auf dem Heimwege von seinem Bruder in das allgemeine Gedränge gerathen war und wie eingekeilt auf dem Marktplatze sich befand.

Hier hielt Kurfürst Friedruch der Sanftmüthige inmitten seiner Ritter. Speere, Schwerter, Helme und Rüstungen blitzten, Federbüsche weheten, Reiter jagten ab und zu, einzelne Schüsse krachten in den Straßen und in den Lärm tönten die Klänge der fruchtlos geläuteten Sturmglocke. —

„Schönberg!" sprach Friedrich zu einem vornehmen Ritter — „wer plündert, wird ohne Gnade gehenkt. Ihr sorgt dafür, daß das Eigenthum der Bürger unangetastet bleibe. Ein Anderes wär's, hätten wir die Stadt mit Sturm nehmen müssen. Ach, siehe da, die Rathsherrn von Freiberg."

Paarweise naheten dieselben, an ihrer Spitze der Bürgermeister voranschreitend. Wenn diesmal die sonst so zierlichen, faltenreichen Halskrausen und die übrige Amtskleidung des hochweisen Magistrats nicht in der gewöhnlichen Ordnung befunden wurden, so trug die alleinige Schuld hiervon der große Schreck, welcher über Alle gekommen war.

„Ihr Herren," redete der Kurfürst die tief vor ihm sich neigenden Rathsmitglieder an — „die gute Stadt Freiberg ist nun mein geworden. Fortan gehört mir nicht mehr blos die Hälfte der Silberausbeute zu, sondern ganz. Ihr habt mir, im Namen der Stadt, als Euerm neuen Herrn und Gebieter den Eid der Treue abzulegen. Solltet ihr Euch deß wider Vermuthen weigern wollen, wird die Stadt als eine eroberte betrachtet und, ihr aber als Widersetzliche mit dem Leben bestraft, In einer Stunde erwarte ich Euch hier wieder. Trefft indeß Eure Anstalten, so daß Ihr das Wohl der Stadt und Euer Leben wahret."

Stumm wanderten die Herrenfort. Tiefe Bestürzung lag in ihren Zügen. Als sie vor dem Rathhause angekommen waren und der Bürgermeister, diesmal selbst des Rathes bedürftig, seine Collegen gedankenlos anblickte, nahm der Viertelsmeister Derdtel für ihn das Wort.

„Liebe Amts- und wahrscheinlich auch bald Todesbrüder! lasset uns jetzt heimgehen in unsere Wohnungen, um mit Gott und unserm Gewissen Rechnung abzuschließen und uns noch einmal mit den Unsrigen zu letzen. In einer halben Stunde spätestens treffen wir uns auf dem Rathhause wieder, unsern. Gott verhüte es, letzten Gang anzutreten. Habe ich in Eure Seele gesprochen, Herr Bürgermeister?"

Stumm nickte dieser mit dem Haupte und die Gesellschaft trennte sich.

O Himmel, wie so gar schnell und schrecklich ist doch oft der Wechsel des menschlichen Glückes! Jetzt befand sich der Bürgermeister in gleicher Lage mit seinem armen Bruder, ja, fast noch in einer noch schrecklicheren — denn, wo war hier eine Ausflucht zu ermöglichen? — Jener büßte höchstens ein kümmerliches, schwergedrücktes Dasein; er aber dagegen ein hohes Amt, Frau, Kinder und die geliebten Silberkuchen! Zwar gab es ein Mittel dem Untergange zu entrinnen; doch damals galt der Eid noch etwas. Er schauderte vor dem Gedanken an einen zu begehenden Eidesbruch, und dazu hatte der Viertelsmeister so bestimmt sich über den zu fassenden Entschluß ausgesprochen, daß ihm hierin gar keine Wahl blieb. Tiefsinnig schritt er in seiner Stube auf und ab, starrte seine Frau an, welche mit ernstlichen Fragen in ihn drag, wies seine weinenden Kinder von sich, schloß seine Truhe auf und überblickte trostlos seinen Silberschatz, der ihm jetzt nicht helfen konnte. Eine Viertelstunde war auf diese Weise

verstrichen und noch immer kein fester Entschluß gefaßt. Da trat sein Bruder Melchior ein, welcher erfahren hatte, daß seine Frau und Kinder vor dem Bürgermeister einen Fußfall hatten thun wollen und solche daher hier aufzusuchen kam. Auch zu seinen Ohren war die Bedingung gedrungen, welche der Kurfürst dem Magistrate gestellt hatte. Ueber die allgemeine Noth vergaß er jetzt der Seinigen.

„Was wirst Du thun, Bruder?“ — redete Bernd den Bürgermeister an.

Dieser sah auf, alles Andere vergessend, erwiderte er: „Ach, Melchior! Du hattest doch sonst manchen gescheidten Einfall — rathe mir, wenn Du kannst, und ich will Dich fürstlich belohnen.“

„Hier kann kein Zweifel stattfinden, was Du zu thun hast —“ versetzte Melchior. „Du mußt Deinen Unterthaneneid halten, den Du Deinem Fürsten zugeschworen hast.“

„Aber die Drohung des Kurfürsten!“ — klagte Nicol.

„Ist vielleicht nur eine Drohung. Und selbst wenn sie mehr als dies wäre, kannst Du nicht anders. Wenn der sanfte Friedrich schon einen verweigerten Eid mit dem Tode zu bestrafen droht, was wird, meinest Du, der strenge Herzog Wilhelm auf einen gebrochenen Eid thun? Das Kriegsglück ist launenhaft wie jedes andere, und Wilhelm wohl eben so tapfer und stark als sein Bruder. Wer birgt Dir dafür, daß Freiberg nicht schon in den nächsten Tagen wieder in Wilhelms Gewalt sein könne? Und was wird dann Dein Lohn sein, bist Du treulos und meineidig gewesen?“

Der kalte Angstschweiß trat auf des Bürgermeisters Stirne: „Du hast Recht,“ seufzte er. „Aber, wenn nun der Kurfürst seine Drohung wahr macht? Ich bin noch gar nicht vertraut mit dem Gedanken an den Tod. Du, der Du ihn alle Tage jetzt vor Augen hattest, kannst leicht von ihm reden. Ach, das Leben ist so schön! So wenig habe ich mein Glück erst genossen! Nur noch einige Jahre wünscht' ich zu verleben, meine Kinder etwas größer zu ziehen, ihnen einiges Vermögen zu hinterlassen!“

Bernd war in tiefe Gedanken versunken. Ein großer Entschluß rang sich in ihm auf.— Sein gebeugter Nacken richtete sich empor, seine Züge wurden feierlich, sein Auge glänzte.

„Bruder!“ hob er fest an, „versprich mir, für meine Frau und Kinder zu sorgen, auch meinen ehrlichen Namen vor der Welt zu retten, im Fall mein Untergang von Gott beschlossen sein sollte. Ein Anderes ist es, für das Vaterland sein Leben zu opfern, als den Tod eines Missethäters zu sterben. Komme es auch, wie da wolle: so wird man doch ersehen, daß ich der Elende nicht war, welcher um eines Stück Silbererz willen den Bergmannseid gebrochen hat und zum Diebe geworden ist. Ich will Deine Stelle vertreten, mein Bruder! So schafft doch unsere große Aehnlichkeit des Körpers einigen Nutzen, und Du bist auf jeden Fall geborgen. Sterbe ich: so rettest Du später durch die treue Erzählung der Wahrheit meine Ehre und bleibst Bürgermeister wie zuvor Erfüllt der Kurfürst seine Drohung nicht, so wird sich Gott auch wohl gnädig finden lassen, meine Unschuld an das Licht zu bringen.“

Die Versuche, welche Nicol machte, seinen Bruder von dem ausgesprochenen Entschlusse abzubringen, waren nicht von der Art, denselben wankend zu machen. Auch gab der Bürgermeister sein feierliches Wort, für Melchiors Familie auf das Beste sorgen zu wollen. Eben so willig gab er auch seinen Anzug her, um den Bergmann in einen Bürgermeister umzuwandeln. Als Melchior mit seinem Putze in Ordnung war, bat er seine Frau Schwägerin um ein weißwaschenes Oberhemde ihres Man-

nes und um ein Stück starken Strickes. Beides als Bündel unterm Arme tragend, begab er sich nun nach dem Rathhause, wo bereits sämmtliche Mitglieder des Magistrats eingetroffen waren. Hier fiel Melchiors bleiche Gesichtsfarbe — der einzig bemerkliche Unterschied zwischen beiden Brüdern — nicht im geringsten auf, denn des Kurfürsten Anrede vorhin hatte jegliche Röthe von des Bürgermeisters Antlitze weggeblasen; auch waren die Herren in einer Gemüthsstimmung, welche keine kleinliche Untersuchung äußerlicher Zufälligkeiten gestattete. Festen Schrittes trat Melchior in den Kreis seiner neuen Amtsgenossen.

„Hier," sprach er feierlich, indem er das Bündel unter dem Arme vorzog und entwickelte, „meine Antwort auf des Kurfürsten Gebot Ich hoffe von Euch, daß Ihr denken und thun werdet wie ich, und wie das Recht es verlangt."

Bernd warf sich das weiße Hemd über und schlang den Strick um den entblößten Hals.

„Macht der Kurfürst seine Drohung wahr," fuhr er fort, „so soll dies Sterbhemde mein Schmuck- und Ehrenkleid sein, in welchem ich getrost vor den ewigen Richter hintreten will. Lieber todt, denn meineidig! Gott erhalte unsern angebornen Fürsten Wilhelm! Treue ihm bis in den Tod!"

(Fortsetzung folgt.)

Der Rosmarinzweig.

(Fortsetzung.)

Die nächste Folge dieser frohen Ueberraschung war die, daß sich unsre ohnedem schon gesteigerte Freude in den Ausbrüchen des lautesten Entzückens Luft machte. Nachdem sich dieser frohe Gefühlssturm nur einigermaßen gelegt, und meine theuren Schwiegereltern die Ehrenplätze an der Tafel eingenommen hatten, gaben wir uns von Neuem den Genüssen einer heitern Unterhaltung hin. Einige Minuten mochten verflossen sein, als ich, — und wie ich Grund zu glauben habe — außer mir jedenfalls Niemand — die Hausglocke wiederholt, aber so gedämpft als nur immer möglich, ziehen hörte. Da ich mich, bevor noch dieser Ton zu meinen Ohren drang, bereits erhoben hatte, und aus dem Nebenzimmer einige, meiner Amalie gemachte Geschenke holen wollte, um diese ihren Eltern zur Ansicht zu geben: so benutzte ich die mir sich darbietende Gelegenheit, mich entfernen zu können, und eilte die Thüre des Hauses zu öffnen. Als dies geschehen war, trat ein schwarzgekleideter Mann, dessen Aeußeres einen Lohnbedienten verrieth, mit einem verdeckten Körbchen auf mich zu. Auf sein Fragen nach mir, gab ich mich ihm zu erkennen, worauf er dann folgende Worte an mich richtete:

„Herr und Madame Edelwein lassen sich Ihnen bestens empfehlen und haben, als sie gestern von Teplitz zurückgekommen sind, mit innigen Bedauern die traurige Nachricht von dem Ableben Ihrer Frau Gemahlin vernehmen müssen, weßhalb sie Ihnen, zum Zeichen ihrer Theilnahme an dem Sie getroffenen herben Verluste, diesen Kranz übersenden." Bei diesen Worten zog der Kranzüberbringer das den Korb bedeckende Tuch von demselben und wollte mir dessen Inhalt übergeben.

Dieses Intermezzo war denn doch ein wenig zu ernsthafter Natur, als daß ich mich gleich in dem nächsten Augenblicke hätte sammeln können; einige Sekunden stand ich, bald den Kranz, bald dessen Ueberbringer betrachtend da. Dieser letztere maß mich mit großen Augen und schien in meinen Gesichtszügen das Gepräge der Verwunderung wahrzunehmen. Bald indessen war mein Entschluß gefaßt, ich nahm den Kranz an, der wie Feuer auf meinen Fingerspitzen brannte, ließ mich durch den Diener Edelweins

empfehlen und diese ersuchen, mich den Nachmittag recht bald mit ihrem Besuche zu beehren. Nach Entlassung des Dieners, dem ich seinen, mich nur zu unangenehm berührenden Dienst, noch mit einem Trinkgelde vergütet hatte, eilte ich in mein Kabinet, schloß den Kranz in einen meiner Bücherschränke, dessen Schlüssel ich zu mir nahm und eilte hierauf in das Speisezimmer zurück, um durch längeres Ausbleiben zu keinerlei Besorgnissen Anlaß zu geben. Zwar war mein Gemüth unangenehm durch den Anblick des Kranzes berührt worden, dennoch aber konnte ich nicht umhin, die dadurch auf meiner Stirn erzeugten Falten zu glätten, damit auf keine Weise der die Gesellschaft beherrschende Frohsinn getrübt werde. Der eben besagten Stimmung hatte ich es zu verdanken, daß man von meinem Entfernen eben keine große Notiz genommen zu haben schien., so wie ferner auch, daß ich von Niemand an die Ursache erinnert wurde, weßhalb ich mich von der Tafel erhoben hatte, und die mir eben erst beifiel, als ich mich wieder in der Gesellschaft befand. Nur meine Amalie warf einen sorgsam fragenden Blick nach mir hin, dem ich jedoch mit einem, alle Besorgnisse zerstreuenden, ruhigen Lächeln begegnete.

Nach aufgehobener Mittagstafel zerstreute sich die Gesellschaft in mehrere Gruppen; während in einem dazu bestimmten Zimmer die Herren theils von Cigarren, theils von den zum Rauchen bereit gehaltenen, irdenen Pfeifen Gebrauch machten, und die Damen den bei Tische aufgelockerten Knoten der Unterhaltung immermehr in einen langen Faden auflösten, nahm ich eine sich mir darbietende schickliche Gelegenheit wahr, meine Amalie bei Seite zu führen, um sie so schonend als möglich, von dem mir von Edelweins übersendeten Kranz in Kenntniß zu setzen, damit ich, wenn jene Kranzspender, zeitiger als ich vermuthete, kommen sollten, nicht etwa selbst in Verlegenheit gesetzt werden möchte. Die Befürchtung daß die Mittheilung des vorerwähnten Abentheuers an meine Frau, bei dieser einen schlimmen Eindruck hervorbringen könnte, war zu meiner Freude unbegründet; denn statt, wie ich fürchtete, daß ein Anflug von Unmuth ihre Stirn umschatten würde, belächelte sie vielmehr Edelweins übelangebrachte Aufmerksamkeit, die auf ein bloßes Gerücht so viel Gewicht gelegt, und dem zu Folge solche übele Maßregeln ergriffen hatten; ja, was noch mehr, meine Amalie versprach sich von der ganzen Sache einen heitern Nachmittag, und forderte mich da ich sie vorher von der an Edelweins ergangnen Einladung in Kenntniß gesetzt hatte, auf, der ganzen anwesenden Gesellschaft das gehabte Abenteuer unverzüglich mitzutheilen: „denn" — waren ihre Worte, deren logischer Bedeutung ich nicht weiter nachspüren will — „was hat die Uebersendung des Kranzes weiter zu bedeuten? — Von dem Sterben einer Person zu träumen, — und die Uebersendung des Kranzes scheint nur Folge eines Edelwein'schen Traums zu sein — und das bedeutet langes Leben, demnach also habe ich ein solches zu erwarten."

Kaum hatte ich der Gesellschaft das gehabte Abenteuer referirt, als auch Edelweins, deren Handlungsweise allgemein als eine aus arger Kurzsichtigkeit hervorgegangene bezeichnet wurde, mir mit einem bombastischen Wortschwalle entgegentraten. — Meine Amalie nämlich hatte sich, als die Eintetenden angemeldet wurden, Scherzes halber in ein anderes Zimmer begeben. — Nach einigen, den so theilnehmenden Seelen verbindlich erwiederten Worten, begab ich mich mit ihnen und der ganzen übrigen Gesellschaft in das Zimmer der geglaubten Todten.

Mit der gespanntesten Aufmerksamkeit waren unser aller Augen auf den Ausdruck gerichtet, den die Edelwein'schen Phisiognomien bei Erblickung der todt Geglaubten etwa annehmen

würden. Und in der That: Worte können kaum das Erstaunen und die Verwirrung aussprechen, welche die Worte und Gesichtszüge der Genannten ausdrückten. Als wir uns jedoch gegenseitig wieder verständigt hatten, ergab es sich, daß Edelweins jenes unbegründete Gerücht, von einem ihrer Hausgenossen, dessen Worten sie immer Glaubwürdigkeit zugetraut, gehört hatten. Trotz der geschehenen Verständigung, fürchtete ich doch von Seiten Edelweins einigen Empfindlichkeiten Raum gegeben zu sehen; allein die ihnen auseinander gesetzten Gründe, daß ich — um ihnen eine Ueberraschung zu bereiten, — sie nicht durch den Bedienten aus ihrem falschen Wahne habe reißen lassen wollen, war für solche gutmüthige Seelen, wie die Genannten waren, beschwichtigend und überzeugend genug, um den Stachel der Empfindlichkeit spurlos an denselben vorübergleiten zu lassen. — Aus den Condolationen, die Edelweins in Bereitschaft haben mochten, wurden nun, wie sich von selbst versteht, die lebhaftesten Beglückwünschungen, denen ich, als sie nimmer enden wollten, nur dadurch einen Damm entgegensetzte, daß ich einen Spaziergang in unsern Garten vorschlug. Dieser Vorschlag wurde mit den lebhaftesten Acclamationen auf- und angenommen, und nachdem wir den Kaffee eingenommen hatten, setzten wir den ersteren ins Werk.

So wie wir es gewöhnlich zu thun pflegen, und woran Sie vor Kurzem selbst Antheil genommen haben, musterten wir bei einem Spaziergange durch den Garten, theils die aus dessen Boden entsprossenden Blumen, die ihre Kelche dem Lebenspendenden Sonnenlichte zu erschließen entgegen harrten; theils gleiteten unsere Blicke mit Theilnahme über die, ihre Kelche verschließenden und traurig die Häupter senkenden Blumen hin. Als wir nun unter mancherlei Gesprächen, die verschiedenen in dem Garten befindlichen Gewächse betreffend, eben wieder an dieses kreisförmige Beet hier angekommen waren, da ergriff ich einen kleinen Handspaten und grub hier eben, auf dem Scheitel desselben so viel Erde aus, als mir nöthig schien, um Platz für ein in diese Oeffnung einzusenkendes Gewächs zu gewinnen; dann ergriff ich das Roßmarinbäumchen, befreite es von dem seine Wurzelausbreitung hemmenden Topfe und verpflanzte es auf die Stelle, wo Sie es noch jetzt in der üppigsten Vegetation erblicken. Mit dieser Vegetation ist es auch — um mich dieses Ausdrucks zu bedienen — die meiner guten Amalie und unser Aller im lebenskräftigen Blühen geblieben; und wie sich die Zweige des Bäumchens ebenso kräftig wie ihre Träger befinden, in eben dem Maße oder vielmehr in einem noch höheren, erfreuen sich auch unsere Kinder dieser lebensstärkenden Gesundheit. Deßhalb bleibt und soll immer jener Wahn- und Aberglaube mir lieb bleiben, der sich meiner in jenen bedrängten Tagen bemächtigte, wo das Leben unserer guten Amalie nur an einem seidnen Fädchen hing; und darum habe ich auch dieses Bäumchen von jenen trüben Tagen bislang einen Heilspropheten genannt; doch will ich auch gern den Namen acceptiren, welchen ihm unser Poesie überströmender Herr Eisenmann beilegte, der ihn ein „Symbol des neu sich verjüngenden Lebens" nannte."

„Möge er" fielen hier Mehrere aus der Gesellschaft ein — noch bis in die spätesten Zeiten, Ihnen, Ihrer Gemahlin und den reichen Hoffnungen Raum gebenden Unterpfändern Ihrer Liebe, als Heilsprophet und als ein solches bedeutungsvolles Symbol gelten!" —

„So gewiß wir Alle hier Anwesende diesem Wunsche sich anschließen werden," — fiel hier Herr Eisenmann ein — „so gewiß möchte ich mich auch ihrer allseitigen Erlaubniß zu erfreuen haben, einem kurzen Gedanken Worte geben zu dürfen."

„Nur immer heraus mit diesen Worten!" — antworteten mehrere Herrn Eisenmann, — „Gewiß haben wir uns eines poetischen Ergusses zu gewärtigen."

(Fortsetzung folgt).

Tags=Begebenheiten.

Rom. Am 13. Decbr. früh um 3 Uhr, kam der Kaiser Nikolaus, unter dem Titel eines General Romanoff hier an und stieg im Palast Giustiniani, dem Hotel der russischen Gesandschaft, ab. Vor demselben stand eine Abtheilung Bürgergarde als Ehrenwache, die später durch Gensdarmen abgelöst wurde. Um 11 Uhr fuhr der Kaiser im Gallawagen nach dem Vatikan, um Se. Heiligkeit zu besuchen. Hier wurde der Monarch mit aller seinem hohen Range gebührenden Auszeichnung empfangen. In den Thronsaal begleitete ihn der russische Gesandte, Herr v. Butenieff. Die Zusammenkunft der beiden Fürsten währte fast 1½ Stunde. Beim Abschied des Kaisers begleitete ihn der Pabst bis in die Vorgemächer, wo in Aller Gegenwart eine herzliche Umarmung erfolgte. Vom Vatikan fuhr der Kaiser zu dem Prinzen Heinrich v. Preußen und besuchte auch die Prinzessin v. Oldenburg. Bei der Zusammenkunft der beiden Souveräne kam Se. Heil. dem Czar bis an die Thüre des letzten Vorzimmers entgegen. Da der Kaiser auf einmal den Pabst vor sich sah — es war ein feierlicher, erschütternder Moment — stand er sichtbar tief ergriffen und staunend plötzlich still, nahm aber schnell sich wieder aufrichtend eine militairische Haltung an, machte eine tiefe Kopfbeugung und trat noch ungefähr drei Schritte näher zum heil. Vater hinzu, nahm seine rechte Hand und drückte sie, worauf beide Souveräne sich zweimal umarmten. Se. Heil. nahm dann den Kaiser zur Linken und führte ihn, indem er sich um sein Befinden erkundigte und ob ihn die Reise nicht ermüdet habe. Was die beiden Souveräne verhandelten, ist natürlich nicht bekannt, läßt sich aber vermuthen. Aus dem Angesicht des Kaisers konnte man schließen, daß Se. Heil. auf ihn einen guten Eindruck gemacht habe. Nachmittag 4 Uhr besuchte der Kaiser die St. Peterskirche. Vor allem wollte er die durch ihre Sammlung altchristlicher Monumente so berühmt gewordenen vaticanischen Grotten der Unterkiche sehen. In die Confession zurückgekehrt, verehrte der Kaiser in wiederholten Kniebeugungen und Küssen den Altar derselben. Am folgenden Tage erstieg er die Kuppel der Peterskirche, in deren Lanternino ein frugales Frühstück bereitet war, das nicht ausgeschagen ward. Die Schönheit der Fernsichten schienen den hohen Gast ergriffen zu haben. Er verewigte seinen Namen in der Kuppel, in deren höchste Spitze er hinaufstieg. Das für den Pabst bestimmte Gastgeschenk ist, wie es heißt, ein großes mit Brillanten geschmücktes Altarkreuz von gediegenem Golde, von einer Million Scudi (1 Mill. 200,000 Thlr.) an Werth. — Im Museum des Vatican ließ der Kaiser einige 40 Statuen aufschreiben, von welchen Kopien in Marmor für St. Petersburg ausgeführt werden sollen. Beim Besuch der päbstlichen Mosaikfabrik wurde ihm im Namen des heil. Vaters ein schönvollendetes Werk dieser Anstalt angeboten, welches von dem Kaiser mit Huld angenommen ward.

Bremen. Im Laufe des verflossenen Jahres sind an Auswanderer nach transatlantischen Gegenden vom Ausflusse der Weser auf 212 größtentheils bremischen Schiffen 31,849 Personen abgegangen, darunter 25,033 Erwachsene und 6816 Kinder.

Waldenburg. Durch gewaltsamen Einbruch sind in der Nacht vom 23. zum 24. v. M. der evangelischen Kirche zu Reichenbach 11,710 Rthlr. Schlesische außer Cours gesetzte Pfandbriefe und mehrere Staats=Schuldscheine im Gesammtbetrage von 1,450 Rthlr. gestohlen worden. Die letztern sind nicht außer Cours gesetzt und können auch die Nummern derselben nicht angegeben werden, was allerdings die Folge haben wird, daß die Diebe die Staats=Schuldscheine ohne Mühe werden versilbern können; was nicht der Fall wäre, wenn das Kirchen=Collegium die angeordneten Vorsichtsmaßregeln nicht verabsäumt hätte. Möge dieser traurige Vorfall Veranlassung geben, daß die Kirchkassen Rendanten streng darauf halten, daß alle solche Papiere erst außer Cours gesetzt werden, ehe sie in die Kasse kommen. Die Diebe sollen übrigens bisher noch nicht entdeckt sein.

Verleger und Redakteur C. J. Schlögel.